

Leseauszug aus der Erzählung **1999**
aus dem Buch **Unsere Sache** von Rainer Rabowski, Mirabilis Verlag 2012

(ISBN 978-3-9814925-0-7 für 16,80 € portofrei direkt vom Verlag)

Nairobi

Zufälligerweise, eher nur gelegenheitshalber im Anschluss an einen Badeurlaub auf den Komoren, war ich noch im August 1998 in Nairobi gewesen. Es war ein Donnerstag, so gegen halb elf, ziemlich genau 24 Stunden vor dem Bombenattentat, den ersten großen Al-Qaida-Anschlägen auf die amerikanischen Botschaften in Kenia und Tansania. Zu Fuß unterwegs, eigentlich zum Village Market Komplex, weil dort die Airline ihr Büro hatte, bei der ich mein Ticket umschreiben lassen wollte, kam ich an der United Nations Crescent vorbei. Und dort hatte er mich angesprochen, der auf mich eher nur gelangweilt und etwas müde wirkende Mann: Er hatte mich um Feuer gebeten.

Bis heute habe ich die Leisheit seiner Stimme im Ohr. Sie war eine, die von einem so ganz anderen Hintergrund an Erfahrungen herzukommen schien denn meine: Fast eine Milde, ein Lebensbesänftigtsein lagen darin. Vielleicht hatte alles aber auch nur von einer Resignation hergerührt, von so etwas wie einem alt gewordenen Wissen, in dem städtisch umso härteren afrikanischen Alltag sein Leben zu fristen. Und später - und ich hatte mich das wiederholt gefragt und glaube auch nach allem nicht, dass das nur eine Rückübertragung ist -, nach immerhin auch etlichen einschlägigen Erfahrungen in Afrika, hatte ich seine Annäherung noch einmal genau empfunden: Es war diese Sanftheit eben die eines Kriegers gewesen, und sie wäre annähernd dieselbe gewesen, hätte er seine Bitte als Vorwand sich mir zu nähern genommen, um mir die Kehle durchzuschneiden.

Ich bin mir im Klaren darüber, dass man darin das Mitschwingen von etwas Dubiosem oder gar eines Vorurteils lesen könnte, doch vertraue ich da, bei aller Bereitschaft auch bei mir zum Selbstzweifel, meiner Wahrnehmung - zumal sie genug eindringlich war, dass sie mir bis heute blieb, in einer eigentümlichen Deutlichkeit. Tatsächlich hatte ich dort, in dem Moment, gegen den Mann nicht die geringsten Bedenken. Überhaupt versuche ich auf Reisen eher zu vertrauen, teils bis zum Leichtsinn, habe ich damit doch bisher alle brenzligen Situationen ohne großen Schaden, dafür mit einem Gewinn oft an Erfahrung hinter

mich gebracht. Und zuletzt hilft im Leben ja doch nichts, als auf sein Glück zu setzen. Und damals, trotz dieses unbestimmbaren Eindrucks irgendeines Grunds zum Alarmiertsein - der aber schon durch die Bewaffnung des Mannes gegeben gewesen sein mochte, der da als Guard herumzustehen hatte, während unser aller Leben und seine Geschäftigkeit da an ihm vorbeilief (oder es war das ein Moment an kognitiver Dissonanz, das in dem Missverhältnis lag der Schwere dieser Bewaffnung zu der mehr als nur nachlässig getragenen Uniform) -, war ich sogar noch, wenn auch auf eine mir bis heute nicht recht erklärliche Weise, angenehm berührt gewesen von diesem Mann, wenn auch dort über seine Funktion, sein vorgebliches Angestelltsein da, intuitiv im Zwiespalt.

Trotzdem hatte ich ihm dann betont ruhig Feuer gegeben, wortlos und zugewandt, wie man sich unter Männern zivilisatorisch eben auch in der Wildnis, selbst während einer Begegnung in der Wüste verständigen kann. Ich hatte sogar versucht, meine Sympathie in meinen Blick auf ihn zu legen, hatte einen Moment länger gewartet als nötig war, dass seine ein wenig zerdrückte, weil erst aus einer Uniformtasche hervorzuholende Zigarette auch brannte. Und mir kam es vor, als hätte er dieses ihm Bedeutetsein auch bemerkt, hätte es als grundlegende Freundlichkeit unter Menschen auch anerkannt... bis, ja - oder war es eben das Verwundertsein darüber? - in seinen bislang von Müdigkeit (oder von Hunger oder irgendeinem Mangel) glanzlosen Augen etwas kurz aufflackerte, etwas Fremdes, für mich dann nie mehr eindeutig zu machen Gewusstes, das mir aber, im Bedenken der Ereignisse 24 Stunden später, immer wieder und noch lange nachging. Er aber hatte mir mit dieser leisen, wie auf einem anderen Frequenzband etwas an Betörung gewinnenden Stimme einen angenehmen Tag gewünscht, und ich war weitergegangen. Und das war's.

Am nächsten Tag in Europa, angekommen in der Stadt, in der ich damals nur jemanden besuchen wollte, hatte ich nach dem Einschalten der Fernsehnachrichten im Hotel sofort an diesen Mann denken müssen, und obwohl wilde, einander widersprechenden Spekulationen und Verdächtigungen in alle Richtungen geäußert wurden, unwillkürlich gehofft, dass ihm nichts passiert war.

Und war darüber noch in einen weiteren Zweifel geraten: Wieso dachte ich zuerst an ihn und nicht an Catherine? Oder an den Grenzschutzbeamten, einen riesigen, fetten Idi-Amin-Typen, der dort wie die Karikatur eines schwitzenden, korrupten Bimbo-Offiziellen gehockt und mir nach einem verächtlichen Blick in meinen Pass ihn mir mit unverhohlenem Widerwillen hingeworfen hatte - was eine andere komplexe Gefühlsnote ergeben hatte bei meiner, nach den luxuriösen Langeweiletagen auf den Inseln, anders gestimmten Ankunft in dem durchaus als fordernd, aber immer noch *freundlich* erwarteten Nairobi. Dort hatte ich mich dann um meine Erledigungen gekümmert, mich auf einige meiner streunenden Stadtausflüge begeben, und ansonsten war - außer Catherine - nichts weiter Bemerkenswertes passiert. Oder doch?

Weil mein Rückflug erst spät am Abend ging, hatte ich mein Zimmer im Hilton für den Tag verlängert. Am Nachmittag hatte ich noch etwas geschlafen, und ich entsinne mich gut an das plötzliche Gefühl einer Gefahr, das ich beim Aufwachen gehabt hatte. Ich hatte es mir dann aber

mit unruhigen Aktivitäten auf dem Gang erklärt sowie einem Lärm auf dem großen Parkplatz, auf den hinaus mein Fenster in Richtung des Towers des Kenyatta Conference Centers hinausging. Von dem war einmal langes, anhaltendes Autohupen ertönt, woraufhin sich eine Ansammlung von Leuten gebildet hatte, die das sichtlich konfrontativ miteinander klärten - ich da oben an meinem Fenster hatte es aber nur ungenau erkennen können und dann hatte es mich nicht weiter interessiert. Trotzdem muss es irgendetwas davon gewesen sein, das ich dann gleich in Zusammenhang brachte mit einem widersprüchlichen Gefühl der Erleichterung, die Stadt bald zu verlassen. Obwohl eine kleine, rundum angenehme Aufregung noch ausstand, als ich duschte, um dann runterzugehen und noch rasch etwas zu essen - und Catherine noch einmal zu begegnen.

Ich hatte sie erst kurz zuvor kennengelernt. Eigentlich sollte sie irgendwo im Backoffice des Hotels arbeiten, doch schien sie überall und viel unterwegs und hatte, wo immer man sie dann traf, ob im Lift oder in einer der Lounges, diese herzliche Art, einen zu grüßen, die, die einen sofort für sich einnimmt und einen mit dem Alleinreisen und anderen Unannehmlichkeiten versöhnen kann. Als ob man schon immer miteinander bekannt sei, war man mit ihr auf die natürlichste Weise gleich im Gespräch. Ihre, unsere Sache erschien mir nie auch nur im Ansatz zweideutig.

In Kenia hatte ich immer gedacht: Wie gut, dass hier all diese Stammesachen keine Rolle spielen. Was einerseits natürlich an meiner Ignoranz lag, dann aber auch an den vielfältigen, anderswo eindeutiger auf solche Zugehörigkeiten hindeutenden, nicht immer leichten Erfahrungen. Denn schon ein Land weiter, etwa in Tansania, kann alles ganz anders sein, schwieriger. Das verleitet einen dazu, es etwa in der Großstadt leichter zu nehmen als im Busch, in dem als entwickelter = westlicher geltenden Kenia leichter zu nehmen als anderswo: Auch legt es einem selber weniger Zurückhaltung auf. Doch wie falsch das ist, kann man jederzeit, gleich an der nächsten Straßenecke merken - und hat man dann ja auch an den späteren Unruhen gesehen. Die fielen vielleicht eben umso blutiger aus, unerwartet schlimmer, weil die Menschen sich während der guten Jahre rasch an Besseres gewöhnt hatten und derart umso viel weniger bereit waren, die offenen Ungerechtigkeiten eines korrupten Alltagslebens weiter hinzunehmen. Überall sind Afrikanern die Probleme ihres Kontinents stets sehr bewusst und unsere Flucht dahin, in etwas vermeintlich Unverfälschtes, ist ja schon als Idee etwas genuin Europäisches, also ein Missverständnis.

Andererseits hatte ich etwas von dem, das manchen Ökonomen als die afrikanische Krankheit gilt, auch bei Catherine gesehen. So unschuldig wie selbstverständlich erwartete sie bald, von einem Onkel, der es gerade in eines der dort lächerlich zahlreichen Ministerien geschafft hatte, versorgt zu sein, wie demnächst ihre ganze Familie - wie auch immer. Und sie schien mir sogar ein bisschen damit zu prahlen, weil sie vielleicht dachte, dass es sie aufwerten würde gegenüber jemandem, der in der Lage war, von weit weg herzukommen und diese verrückten Hotelzimmerpreise zu bezahlen und in einem Katalog-Restaurant mit ihr überbeuerte Nachempfindungen von ursprünglich italienischen Speisen zu ordern. Und es beschämte mich eben mit jenem klassisch europäischen (deutschen) Gewissen, mit etwas, für das ich zwar persönlich nichts

konnte, das mir aber trotzdem als Schuld auferlegt war. Dabei kannte ich diese Empfindungen schon, erkannte sie sogar als Teil meiner eigenen spiegelfechterischen Konstruktionen, und die meiste Zeit gelang es mir auch, sie als nicht zu bewältigen im Hintergrund zu halten. Aber mit diesem, mich unter anderen Umständen sicher dauerhafter fasziniert habenden Mädchen, gingen sie mich unversehens noch einmal anders an.

Wobei mir jetzt klar wird: Wäre solche Erwartung an Versorgung und ein Clandenen nicht ebenso auch italienisch? Und Macht heißt ja wohl erst einmal Zugriff auf Ressourcen. Und Verteilungsgerechtigkeit, zwangsläufig immer in Unbalance, ist vielleicht überhaupt eine Chimäre, ist womöglich ein als solches falsches Ideal? Tatsächlich war ich seinerzeit selber ein Onkel und hatte für meine Nichte bei den Massai haufenweise Silberschmuck und Pfauenfedern und solches Zeug gekauft, und das wurde auch von mir erwartet - ein Mehr an Zuneigung gab es deswegen für mich nicht und trotzdem war ich damit selber wiederum in einem Tauschhandel. *Unsere Sache* ist auch, dass Liebe, Abstammung und Bindung, dass die Lebensgrundlagen für materialistisch bedingte Wesen immer auch materialistisch unterwandert sind und es uns von daher überhaupt bestimmt: Und so banal das als Einsicht klingt, so seltsam ist es gefasst in Äquivalenz- und Gerechtigkeitsverständnissen, die schon in Nahverhältnissen prekär sind und umso widerruflicher in distanten oder ganz abstrakten Beziehungen.

Und - das denke ich im Nachhinein - da wurde mir auf einer davon wie unbelasteten Ebene dann so jemand wie Catherine, mit dem allernatürlichsten Geschick für Eigennutz, Selbstbezogenheit und das für sich einzusetzende Wissen um ihre Wirkung - auch als ein Spiel mit spiegelverkehrten Bedürfnissen -, umso lieber. Umso mehr sie auf die allernatürlichste Weise Unmittelbarkeit schaffte und sie verschenkte und noch mit den eingestrichenen Gegenleistungen eine Art Glauben bestärkte, mit dem man auf eben die Selbstverständlichkeiten zwischen Menschen, auf so etwas wie Gabe und Unverfügbarkeit vertraut. Sollte ich mich beklagen, dass sie mich wie alle Welt manipulierte? Catherine und dieser Wächter da vor der amerikanischen Botschaft, diese aus je anderer Sicht beide zutiefst Zweideutigen, sie wurden zu etwas, das ich, sonst ohne viel Illusionen über die eher negativen Wirkungen meiner Arbeit, dann lange mit mir herumtrug.